

Abschiedsvorlesung an der Katholisch-Theologische Fakultät, Tübingen,
1. Dezember 2006

Urs Baumann

WEGMARKEN

THEOLOGISCHE HERAUSFORDERUNGEN EINER ZEIT DER WIDERSPRÜCHE

Sehr geehrter, lieber Herr Domkapitular Kopp,
Liebe Studierende,
Verehrte Kollegen aus Theologie- und Geisteswissenschaften, Na-
turwissenschaften und Medizin,
Liebe aktive und ehemalige Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und
Freunde des Instituts für Ökumenische Forschung,
Liebe Familie,
Liebe Freunde, die ihr zu diesem für mich so wichtigen Anlaß von
überallher nach Tübingen gekommen seid,
Liebe akademische Schülerinnen und Schüler,
Liebe Schüler und Schülerinnen des wuilderdmuth-Gymnasiums,
Meine Damen und Herren.

Wie steht es denn jetzt eigentlich um das Christentum: gut oder
schlecht? Wie steht es denn jetzt eigentlich um die Kirchen: gut
oder schlecht? Wie steht es denn jetzt eigentlich um die Theologie:
gut oder schlecht? Wie steht es denn jetzt eigentlich um die Öku-
mene: gut oder schlecht? Vier Fragen unter vielen, in denen sich
die Ratlosigkeit, der Zwiespalt, die Krise der Selbstwahrnehmung
sehr vieler Christinnen und Christen heute spiegelt. So ist es denn
nur verständlich, daß die einen den anderen vorwerfen, auf dem

Negativen herumzureiten, und die anderen ihnen wiederum, die Zeichen der Zeit zu ignorieren. Beides stimmt in der Tat und ist gleichzeitig falsch!

Diese Dialektik der christlichen Selbstwahrnehmung ist seit Jahren zur Herausforderung an meine eigene Theologie geworden. Wenn wir einmal verstanden haben, was eigentlich mit uns los ist in dieser Welt und Zeit, die den Rahmen und Horizont unserer Daseins- und Wirklichkeitsverständnisse bestimmt und am allermeisten – dies ist mein Thema heute – die Weise, wie Menschen jetzt Transzendenz erfahren beziehungsweise wie sie mit Erfahrungen eines noch einmal »Ganz-Anderen« jenseits menschlichen Lebens, Wissens und Denkens umgehen. Theodor Adorno hatte gewiß keine theologische Prämisse aufstellen wollen, als er 1951 nachdenklich niederschrieb:

»Man wird dem neuen Menschen nicht gerecht ohne das Bewußtsein davon, was ihm unablässig, bis in die geheimsten Innervationen hinein, von den Dingen der Umwelt widerfährt.«¹

Ich möchte mich heute Abend exemplarisch auf drei theologische Baustellen begeben:

- die veränderte erkenntnistheoretische Basis von Religion und Religiosität,
- die Frage, was Menschen heute eigentlich vom Christentum erwarten,
- die Notwendigkeit des Paradigmenwechsels zu einem nach innen und außen »ökumenisch verantworteten Christentum«.

Kommen wir zur ersten:

¹ T. W. Adorno, *Minima Moralia* (Frankfurt/M. 1952) 59.

1. Von Landschaften und Landkarten

»Die Landkarte ist nicht die Landschaft«, gibt Paul Watzlawick zu denken². Das heißt: Die Welt, die wir alltäglich, wissenschaftlich-empirisch oder religiös-spirituell wahrnehmen, ist die Welt in unserem Köpfen. Unsere Sinne vermitteln uns tatsächlich nur ein rudimentäres Bild von der Wirklichkeit. Die Welt, die wir wahrnehmen, ist »Menschenwelt«, nicht die »objektive Wirklichkeit«, sondern unsere typisch menschliche Repräsentation von Welt. Wir denken, urteilen und handeln stets nach der Landkarte, der Welt in unseren Köpfen. Mit anderen Worten: Ob wir als Alltagsmenschen, als Theologen, Geistes- oder Naturwissenschaftler mit Welt umgehen, wir sind immer schon als ihre *Interpreten* unterwegs. Wir selbst mit unserem Selbstbewußtsein, unseren Selbstinszenierungen, den verschiedenen Rollen und Personen, die wir in unserer Brust wohnen lassen, mit den Lebensgeschichten, die wir uns einhandeln oder ausdenken, wir selbst sind das Ergebnis unserer *Selbstinterpretation*. Die Fragen, die wir stellen, sie sind *unsere* Fragen, die Antworten, die wir finden, sind Antworten, die sich auf *unsere* Landkarten der Wirklichkeit beziehen.

Wir reisen um die Welt; die Menschheit macht ihre ersten Hupfer im Weltall – wir werden weltläufig! Und weiß Gott, so ein paar tausend Quadratkilometer kommen da in einem Menschenleben schon zusammen, die wir erwandert, durchschritten, erfahren haben. Doch welche Hochstapelei, zu behaupten, der Weltreisende hätte ›die Welt‹ gesehen oder die Astronomin im Observatorium auf der Morgenstelle ›das Universum‹. Aber es ist eben eine Eigenart des Menschen, aus ein Bißchen Wissen eine Welt oder wenigstens ein Weltbild zu erschaffen. Das ist freilich unser gutes Recht. Denn:

- Wir leben als Menschen nicht einsam und beziehungslos in einem leeren, anonymen Weltall. Sondern in einer Art Zwischen-

² Vgl. P. Watzlawick, *Wie wirklich ist die Wirklichkeit?* (München 1982).

raum einer einzigartigen *menschlichen Wirklichkeit*, die durch Bewußtsein, zwischenmenschliche Beziehungen, Geschichte und Freiheit bestimmt wird. Wir leben sozusagen auf einer Art *Menscheninsel*, die unsere Erfahrung der kosmischen und alltäglichen Wirklichkeit durch und durch prägt und ausmacht.

- Diese Insel des Menschlichen ist, auf den Menschen bezogen, eine *geistige Dimension* im Universum wie Raum und Zeit, Materie und Energie.
- Mitten im Kosmos gibt es so etwas wie *einen Bereich, der geschaffen und gestaltet wird durch Bewußtsein und Geschichte* und sich immer mehr verdichtet zu einem Kosmos von Bewußtsein, Personalität, Liebe und ›Humanität‹.

Damit wird die Zeit und der Wirklichkeitsraum des Menschen (ohne hier anthropisch zu denken) zum Ausgangspunkt einer neuen (geistigen) Dimension, nämlich einer *Sinndimension im kalten Universum*. Hier kommt für mich ein zentraler Einsatzpunkt zeitgemäßen theologischen Nachdenkens über die physikalische, soziale und religiöse Wirklichkeit zu Gesicht. Einsatzpunkt ist nicht direkt und unmittelbar ›der Kosmos‹ als solcher, sondern die in Bewußtsein, Personalität, Beziehung und Geschichte sich entwickelnde *Menschenwelt* (gr. die ›oikuméne!‹). Von diesem geistigen Raum am Rande unserer Galaxis brechen wir auf zur geistigen, gedanklichen, mathematischen und auch religiösen Durchdringung des Kosmos ›da draußen‹. Von hier aus geschieht in der Tat eine *Personalisierung der Wirklichkeit* beziehungsweise der Wirklichkeitserfahrung, die im Horizont des Kosmos ebenso neu wie legitim ist.

Religiöses Denken ist für mich also zunächst etwas, was ursprünglich mit ›Menschenwelt‹ zu tun hat und sie auf jeden Fall nie aus dem Blick verlieren darf, wenn es bei seiner Sache bleiben will. Aus diesem Raum menschlichen Daseins stoßen wir immer weiter vor, um die Geheimnisse, *das Geheimnis der Welt* zu verstehen. Dabei überschreiten, transzendieren wir zwangsläufig die Grenzen unserer ›Menschenwelt‹. Jenseits der Schwelle des Bewußtseins-

raumes, der unser Menschsein ausmacht – und begrenzt –, hört alles Denken auf, so wie jenseits der Grenze der Zeit, am Anfang und am Ende des Universums alle Zeit aufhört. Wir stoßen an eine absolute Grenze, jenseits derer jede reale Vorstellbarkeit und Berechenbarkeit endet.

- *Nur mit Hilfe unserer mentalen Erkenntnismodelle haben wir also einen Zugang zur Wirklichkeit selbst.* Ob wir uns dabei der ›Landkarte‹ der Mathematik, der Kunst, der Mystik oder der Religion bedienen, immer bewegen wir uns in Symbolwelten, die uns zwar eine Vorstellung des Wirklichen vermitteln, aber nie die Wirklichkeit selbst sind.
- *Der Existenzraum des Menschen bildet mithin den Horizont und die Grenze auch menschlicher Gotteserfahrung und der theologischen Frage nach Existenz, Sein und Wesen Gottes.*

Über Gott und die Welt jenseits des Horizonts unserer Menscheninsel läßt sich tapfer spekulieren. Möglich ist, daß unsere Insel dadurch weiter und weiter wächst, möglich auch, daß Gott jenseits unserer erkennenden Erfahrung existiert, doch diese Möglichkeit bleibt stets im Zustand einer offenen Frage. Wichtiger allerdings erscheint es mir, daß Gott als Wirklichkeit vorkommt und gegenwärtig wird als *Erfahrung in dieser Menschenwelt*.

Aber ist er das heute auch? Ist Gott als Wirklichkeit in unserer Gegenwartswelt wirklich noch da? Ist er in dieser Welt überhaupt erfahrbar? Es sind Fragen die in der einen oder anderen Art jeden nachdenklichen Menschen treffen, wenn er sich – freiwillig oder durch die Lebensumstände gezwungen – mit dem Sinn seines Daseins beschäftigt. Doch jetzt zur zweiten Baustelle:

2. Was erwarten Menschen heute vom Christentum?

Nein, ich möchte an diesem feierlichen Abend nicht von der satt-sam bekannten Krise der Kirchen sprechen, nicht von ihren ja oft auch selbst gemachten ›Sorgen‹, nicht von ihrem hoch dramatischen Verlust an Autorität und Glaubwürdigkeit bei ihren eigenen Kirchengliedern. Die Kirchen sind ja so wichtig nicht, wie sich selber gerne nehmen. Es geht freilich um die Botschaft, in deren Dienst sie nach göttlichem Auftrag stehen. Deshalb spreche ich hier über die *religiösen Erwartungen* der Menschen, über das, worauf sie allenfalls auch heute noch bereit wären, sich einzulassen.

Wir leben – man muß das immer wieder sagen – nicht in einer religionslosen Zeit: bei weitem nicht! Nur weil viele Christinnen und Christen im sogenannten ›christlichen Abendland‹ zu den Kirchen Distanz halten, sind sie nicht religionslos geworden. Vielmehr – so der jüngst festgestellte Befund von Hans-Joachim Höhn³ – die Religion kehrt sogar zurück. Es ist gesellschaftlich nicht mehr ›in‹, sich jovial als religionslos oder atheistisch zu ›outen‹, um modern und aufgeklärt zu wirken. Es ist gerade im akademischen Milieu schick geworden, sich zumindest mit einigen geistes-, kulturwissenschaftlichen oder religionskundlichen Federn zu schmücken – und dabei ein nachdenkliches Gesicht zu machen. Freilich – so der Befund – kehre die Religion nicht an ihren angestammten Platz zurück. Sie übernehme auch nicht mehr ihre alten Funktionen in der Gesellschaft. In einem gewissen Sinne funktionslos geworden, taue die Religion nicht mehr zum politischen Mehrheitsbeschaffer, nicht mehr zum Moralstifter oder als Kitt der Gesellschaft. Der sogenannte ›moderne Mensch‹ verhalte sich vielmehr zur Religion wie ein selbstbewußter Patient, der seinem Arzt Vorschläge zur

³ Hier zitiert nach dem Bericht: *Jenseits von Mode und Moral. Kehrt die Religion wieder? Beobachtungen innerhalb und außerhalb der Kirche*, in: *Christ in der Gegenwart* Nr. 46 (2006) 379–380.

Therapie macht, weil er weiß (oder zumindest zu wissen glaubt), was ihm guttut.

»Man möchte« ...

– referiert die Zeitschrift Christ in der Gegenwart –

... »eine Anleitung, um durch Religion, durch Ritus und Meditation an jene inneren Ressourcen von Kreativität und Energie heranzukommen, ohne die im harten Wettbewerb um soziale Anerkennung, Karriere und privates Glück kaum etwas zu erreichen ist«⁴.

Die Kirchen erheben angesichts solcher religiöser Korrosionserscheinungen am liebsten ihre mahnende Stimme gegen den Mangel an Respekt gegenüber ihren Glaubensvorgaben und beklagen die Defizite an religiösem Grundwissen – die selbst 13 Jahre Religionsunterricht offenbar nicht zu beheben vermochten. Das Christentum hat, ob uns das behagt oder nicht, in dieser Gesellschaft sein religiöses Welterklärungsmonopol verloren. Schwerwiegender freilich als dieser Verlust – meine ich – wiegt das Problem der um sich greifenden *religiösen Inkompetenz bei gleichzeitiger Sehnsucht nach den verborgenen Quellen von Kreativität und Energie*. Diese Quellen vermutet man merkwürdigerweise trotz allem bei den Religionen.

Es gibt heute so etwas wie eine *religiöse Sprachlosigkeit*. Sie besteht darin, daß sehr viele Menschen hierzulande es schlicht nicht vermögen, Erfahrungen, die sie in der Tiefe ihrer Seele aufwühlen und die sie existentiell erschüttern, zur Sprache zu bringen, geschweige denn sie als Symbole der Transzendenz oder des Göttlichen zu deuten. Was verloren geht ist, ist der bisher hilfreiche Schatz an religiösen Symbolen und Metaphern. Sie ermöglichten früher christlich sozialisierten Kindern, Frauen und Männern, Freude und Leid, Glück und Unglück in der Gemeinschaft zur Sprache

⁴ Ebd., 379.

zu bringen und ihrer Freude und ihrem Schmerz in einem religiösen Ritus tieferen Ausdruck zu verleihen.

Der religiöse Kompetenzverlust könnte sich dann zu einer gesellschaftlichen Tragödie entwickeln, wenn zuträfe, was der Medien- und Organisationspsychologe Peter Winterhoff-Spurk in seinem Buch »*Kalte Herzen*«⁵ diagnostiziert. Er erinnert mit dem Titel seines Buches bewußt an Wilhelm Hauffs Märchen »Das kalte Herz«. Peter Munk, der Held der Geschichte verkauft, unzufrieden mit seinem armseligen Leben als Schwarzwaldköhler, sein Herz an einen Waldgeist, der ihm Reichtum, Erfolg und Ansehen dafür verspricht. Und in der Tat, alles trifft ein, er macht eine glanzvolle Karriere. Aber für sein warmes und lebendiges Herz hat er sich ein steinernes eingetauscht. Peter Munk hat Glück; der Deal läßt sich rückgängig machen. Seine Geschichte wird für Winterhoff-Spurk zur erschreckenden Metapher für den *Sozialcharakter*, den die postindustrielle Dienstleistungsgesellschaft hervorbringt – allerdings vorerst ohne Happy End: Menschen stellt er fest, seien gezwungen, nicht nur wie früher, ihre Arbeitskraft zu verkaufen, um ihren Lebensunterhalt zu sichern, sondern sie sähen sich genötigt, »ihre Gefühle als essentiellen Teil beruflicher Tätigkeiten« mit zu verschachern, sozusagen »Gefühlsarbeit« zu leisten. Dabei sei es durchaus nicht nötig, die geforderten Gefühle tatsächlich zu empfinden.

»Entscheidend ist, daß der Arbeitnehmer seine Gefühle glaubwürdig darstellen kann. Der zur postindustriellen Dienstleistungsgesellschaft passende Sozialcharakter ist einer, der seine Gefühle gut verkaufen kann: ein Schauspieler.«⁶

In Bewerbungsseminaren und Managerseminaren wird gepaukt, wie man sich selbst vorteilhaft präsentiert und in Szene setzt.

⁵ P. Winterhoff-Spurk, *Kalte Herzen*. Wie das Fernsehen unseren Charakter formt (Stuttgart 2005).

⁶ P. Winterhoff-Spurk, *Designte Vorbilder*, in: *bild der wissenschaft* Nr. 2 (2005) 84–87, hier: 84.

Selbstdarstellung – mit oder ohne Power-Point – ist so wichtig wie Sachkompetenz, die Verpackung so wichtig wie der Inhalt. Die Dienstleistungsgesellschaft will den ganzen Menschen mit Haut und Haaren. Diesem Erwartungsdruck können Menschen nur entkommen, wenn sie nach außen totale Verfügbarkeit *vorspielen* und ihre wahren Motivationen für sich behalten. Wie aber sollen Beziehungen gelingen, wenn man nie weiß, ob die Gefühle, die der oder die andere mir entgegenbringt ›echt‹ sind?

Es liegt auf der Hand, daß eine Kirche ins Leere laufen muß, die von Menschen in dieser Lage dasselbe verlangt wie die Ökonomie, nämlich, daß man ihr bedingungslose Liebe, Treue und Gefolgschaft entgegenbringt. Der Kirche gegenüber braucht man dieses Theater nicht mitzuspielen. Ich werte es als ein Indiz für diese Form der Verweigerung, daß kirchliche Dokumente, theologische Bücher, aber auch das ganze Gebäude von Lehre und Dogma dem sogenannten Durchschnittschristen offenbar herzlich gleichgültig sind.

- So scheinen die Erträge der theologischen Forschung weder in den Chefetagen der Kirchen noch an der Basis gefragt.
- Das Ergebnis ist eine signifikante *Wirkungslosigkeit* der Theologie nicht nur in den Kirchen, sondern auch nach außen an den Universitäten.

Man beginnt diese Entwicklung zu verstehen, wenn man begreift, wie anders *die religiöse Lage* durch den eben umrissenen Wandel der Lebensbedingungen geworden ist. Nicht Angst vor Verdammnis und Hölle, nicht die Vorstellung, sich irgendeinen Himmel ›verdienen‹ zu müssen treibt die Gesellschaft um. Ihre Frage angesichts einer ganz und gar unbarmherzigen Welt, einer gnadenlosen Ökonomie, einer scheinbar unaufhaltsam in die ökologische Katastrophe schlitternden Erde ist nicht mehr die: Wie kriege ich einen gnädigen Gott?, sondern viel eher die Frage, wie kriege ich ein gnädiges Leben, Zukunft für meine Kinder, Arbeit, eine ausreichende

Rente, wer erlöst mich vor dem Abgrund eines Lebens ins sinnloser Hektik?

Wird die *Gottesfrage* angesichts dieser Wahrheit der Welt nicht zu einer Farce? Gesetzt der Fall, er gäbe ihn, wie könnte man den Schöpfergott für diese so wenig freundliche Welt entschuldigen? Harte Fragen, gewiß, denen gerade Theologen nicht ausweichen dürfen und können. Aber es ist nun einmal so, wie es ist:

- Der *Glaube an Gott* und noch mehr an die uns von ihm vermittelten Bilder ist wirklich angefochten.
- Die *Sprachkrise des Christentums*, der Zerfall der religiösen Sprache ist eine Tatsache.

In diesem Sinne ist – Dietrich Bonhoeffer stellte diese Diagnose bereits 1944 – unsere über tausendjährige christlich geprägte Kultur in der Tat fortschreitend ›*religionslos*‹ geworden, weil sie immer weniger versteht und verstehen kann, »wer Christus heute für uns eigentlich ist«⁷. Die traditionelle religiöse Sprachgemeinschaft biblisch-kirchlich geprägter christlicher Worte, Metaphern und Symbole löst sich auf. Die Sprache der kirchlichen Lehre, der Dogmen, der Liturgie, der Verkündigung ist in hohem Maße *inhaltsleer* geworden, eine Fremdsprache aus vielleicht noch bekannten, aber inhaltlich doch weithin funktionslos gewordenen Worten: Bekenntnissätze, Dogmen wie Sprachfetzen eines dadaistischen Gedichts.

Was folgt daraus? Ich bin der letzte, der hier Defätismus und Katzenjammer verbreiten will. Es geht mir zunächst einfach darum: Theologie ist kein intellektuelles Glasperlenspiel, niemals Kunst um der Kunst willen, sondern für den der Theologie treibt – Profi oder Amateur gleichviel – *Ernstfall des eigenen Glaubens*. Was antworte *ich*, wenn man mich fragt, *warum ich Christ oder Christin bin*? Nein, Theologie kann in unseren verwirrten Zeiten, weiß Gott,

⁷ D. Bonhoeffer, *Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft*, hg. v. E. Bethge (München 1962) 178–180 (geschrieben am 30.4.1944).

nicht mehr ›as usual‹ betrieben werden. Lassen Sie es mich hier ungeschützt und ein Wenig plakativ sagen:

- Theologie – und das gilt selbstverständlich für meine eigene wie für die kirchliche Dogmatik – ist *keine Disziplin der Archäologie!*

Theologie hat nach dem Auftrag des ersten Petrusbriefes eine klar und einfach umschriebene Aufgabe:

»Habt keine Angst vor den Menschen; laßt euch nicht erschrecken! Christus allein ist der Kyrios; haltet *ihn* heilig in euren Herzen und weicht vor niemandem zurück! Seit immer bereit, wenn jemand fragt, *warum ihr so voller Hoffnung seid*. Antwortet taktvoll und bescheiden und mit gebotenem Respekt.« (1 Pt 3,14–16)

Was Theologie und Kirche dringend brauchen ist eine *Umkehrung der Blickrichtung religiöser und theologischer Sprache*. Die Aufgabe der Theologen erschöpft sich nicht darin, kirchliche Lehre in für sogenannte Laien verdaubare Häppchen zu ›elementarisieren‹. Es genügt nicht – wenn es denn jemals genügt – traditionelle theologische Begriffe und Dogmen in Alltagssprache zu ›übersetzen‹. Es geht um mehr, als dem Volk – wie Luther riet – aufs Maul zu schauen, damit es endlich begreift, was in unseren Bibliotheken an geistigen Schätzen achtlos verstaubt. Nein, es geht mit höchster Dringlichkeit und ganz entschieden darum, die Bilder und Ahnungen des Transzendenten bei den Menschen selbst (wieder) aufzufinden und *sie* erst einmal *ipsissima voce* zur Sprache kommen zu lassen.

- Aufgabe christlicher Theologie ist es dann mit anderen Worten, der individuellen – und heute zunehmend individualisierten – Religiosität einen christlichen *Deutungsrahmen* zu geben, in dem sie sich selbst bewähren, in der Begegnung mit Jesus und seiner Gotteserfahrung zu sich selber kommen und kritisch reflektiert werden kann.

- Die Geschichten, Chiffren, Metaphern und Symbole zeitgenössischer Transzendenzerfahrung sind das Material, aus dem heute theologische Sprache neu gewonnen werden muß.

Was Menschen heute fehlt und was sie oft schmerzlich vermissen, ist nicht eine neue Dogmatik, sondern eine *Erfahrung der göttlichen Dimension*. Die Trauer und die Empörung über die Unerfahrbare Gottes in der Gegenwartswelt ist meines Erachtens der tiefere Grund für die unübersehbare *Krise des personalen Gottesbildes*, das Scheitern an der Theodizeefrage, den Verlust einer Hoffnung, die über das Ende des eigenen Lebens hinausträgt. Der Ärger und die heimliche Verachtung gegenüber den Kirchen hat freilich nicht zuletzt auch mit dogmatisch vorgefertigten, am Leben vorbeizielenden Antworten zu tun, in denen sich Christenmenschen nicht wirklich ernstgenommen finden.

Die Theologie der Zukunft wird eine Theologie der *offenen Fragen* sein müssen, die sich ernsthaft und ehrlich mit ihren eigenen Mißverständnissen, Defiziten und theologischen Problemzonen auseinandersetzt, eine Theologie, die sich nicht hinter komplizierten intellektuellen Sprechblasen versteckt, sondern zur Sache kommt; um es mit Karl Barth zu sagen: eine Theologie die nicht Allotria treibt, sondern sich ganz und gar um ihr ›Kerngeschäft‹ kümmert – die Frage nämlich, ob eine Welt wie die unserige, allen Ernstes einen Schöpfer haben kann, auf den sie sich ehrlich und vertrauensvoll verlassen kann. – Und damit sind wir bei der dritten Baustelle:

3. Die Botschaft des Christentums kann heute nur noch ökumenisch verantwortet werden

Gut gebrüllt, Löwe, werden Sie sagen, dann laß mal sehen, wie das gehen soll. Also will ich denn meinen Ton mäßigen und zu meinem Leisten, der Ökumenischen Theologie zurückzukehren. Genauer

besehen: Die Erwartungen der Menschen an das Christentum sind im Grunde eher bescheiden, aber konkret. Was für sie mehr als alles andere zählt, ist der praktische Lebenswert der Religion. Dieser Lebenswert hat in unserer weitgehend entkonfessionalisierten Zivilgesellschaft fast zwangsläufig einen ökumenischen Kontext. Wenn nicht direkt im eigenen Familienverband, dann im Freundes- und Bekanntenkreis wird Religion noch am ehesten in einem interkonfessionellen, wenn nicht sogar interreligiösen Umfeld, wie man sagt, »praktiziert«. Religion wird vor allem als ein *Angebot* wahrgenommen, um wichtige Lebenssituationen mit einem Ausrufezeichen zu versehen und – wenn es denn angebracht scheint – die Hoffnung auf »wahres heiles Leben« im Göttlichen zu begründen. Zumindest ist dies der Sinn, den viele aktive Christen heute mit gottesdienstlichen Feiern verbinden.

- Im Blick darauf ist *Ökumene als Suchbewegung nach einer neuen christlichen Praxis gemeinschaftverbindender »Kontingenzbewältigung«* für die Kirchen überlebenswichtig.

Mag der/die einzelne es privat mit der Konfession oder Religion halten wie er/sie will, in die Kirche der eigenen Konfession gehen oder nicht, im Familien und Freundeskreis gelten andere Regeln. Dort will man sich nicht trennen lassen und man trennt sich auch nicht mehr.

Eine *Rekonfessionalisierung* der Kirche, wie sie heute manchen Amtsträgern vorschwebt, die sich von einer Schärfung des konfessionellen Profils wieder mehr Zulauf zu ihren Kirchen erwarten, ist deshalb allein schon, wenn man die »Marktsituation« der Kirchen betrachtet, ein höchst problematisches Unterfangen. Besteht doch die Krise des Christentums auf dem Markt der religiösen Möglichkeiten zum einen gerade darin, daß es zumal den großen Kirchen nicht (mehr) gelingt, ihre Botschaft überzeugend genug zur Geltung zu bringen. Während zum anderen die praktischen Lebensverhältnisse in Familie, Freundeskreis und Beruf, da wo sie sich mit religiösen Traditionen berühren, fast selbstverständlich ökume-

nisch, wenn nicht gar transkonfessionell geprägt sind. Trauungen, Taufen, Erstkommunion und Konfirmation werden »en famille« ökumenisch einträchtig gemeinsam gefeiert. Längst zur stillschweigenden Praxis geworden ist ebenso die gegenseitige *Gastfreundschaft* bei der Feier der Eucharistie beziehungsweise beim Abendmahl, wenn dies die ökumenische Lebenssituation nahelegt.

- Die gegenseitige Einladung zur Eucharistie ist von daher viel mehr als eine freundliche Geste; sie ist in unseren Verhältnissen zu einer angemessenen und sinnvollen Form christlicher Religionsausübung geworden.

Hier zeigt sich eine unüberhörbare *Dissonanz* zwischen dem lehrhaften Selbstverständnis der Konfessionskirchen und der Art und Weise, wie ihre Glieder Kirche wahrnehmen und nutzen. Zwar trifft es zu: Ökumene läßt sich nicht auf die Frage des gemeinsamen Herrenmahles reduzieren. Keine Frage auch, daß nach wie vor nicht alle Konflikte in Lehre und Praxis zwischen den Kirchen ausgeräumt sind, und daß der Wille zur ökumenischen Kirchengemeinschaft gerade in den höheren Etagen der Kirchen nicht übermäßig ausgeprägt ist. Die meisten Gläubigen halten die Zeit für diese Form der Einheit trotzdem für gekommen. Das ist merkwürdig in einer Zeit, da die Gottesdienstbesucherzahlen immer noch rückläufig sind. Tatsächlich aber ist für die meisten die *eucharistische Gastfreundschaft* gewissermaßen das Zeichen der Unterscheidung, ob es den Kirchen mit der ökumenischen Gemeinschaft überhaupt ernst ist oder nicht. Diese Einsicht war letztlich der Grund für die vom Centre d'Étude Œcumenique (Strasbourg), vom Institut für Ökumenische Forschung (Tübingen) und dem Konfessionskundlichen Institut (Bensheim) erarbeiteten und mittlerweile in vielen Sprachen verbreiteten »Thesen zur eucharistischen Gastfreundschaft«⁸.

⁸ Abendmahlsgemeinschaft ist möglich. Thesen zur eucharistischen Gastfreundschaft, Frankfurt/M. 2003.

Wir müssen uns freilich vor Augen halten: Die Verpflichtung der Theologie zur Ökumene reicht weit über den binnenkirchlichen Horizont hinaus. Seit den Anfängen in den frühen sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts gehört es deshalb zum Selbstverständnis des Instituts für Ökumenische Forschung:

- Christliche Ökumene hat die ganze Welt zum Ziel.

Diese *Weltökumene* war schon das Ziel Wilhelm Vissert'Hofts, des ersten Generalsekretärs des Ökumenischen Rates der Kirchen. Der Grafiker Konrad Boch hat Ziel und Zweck des Instituts für Ökumenische Forschung mit dem von ihm entworfenen Logo einprägsam ins Bild gesetzt (Sie finden es als Aufdruck auf Ihrer Einladung und auf den Plakaten dieser Feier). Es verbindet mit einem Kreuzbalken die drei großen kirchlichen Traditionen des Christentums, verweist aber in einer dynamischen, die christlichen Grenzen sprengenden Bewegung über die Kirchenmauern hinaus, auf eine ökumenische Theologie, die zugleich »nach innen« auf das Christentum und »nach außen« auf die Gesellschaft, andere Religionen, Wissenschaften, Künste und Kulturen gerichtet ist.

Ich hatte schon angedeutet, was im Grunde jeder Theologe weiß: Die Kirche ist nicht um ihrer selbst willen da, Kirche ist nicht Selbstzweck, keine komfortable Gnadeninsel für Heilsgenießer. Ich setzte jetzt hinzu: Nach dem ursprünglichen Selbstverständnis ist auch Jesus Christus, ist auch die Bibel nicht Eigentum irgend einer Kirche oder der Kirchen. Sie gehören ihnen nicht!

- Christus und die Bibel sind, wie man heute sagen würde: *Erbe der Menschheit*.
- Es geht darum, daß die Gute Nachricht in die Welt kommt, nicht darum, daß man unbedingt einer institutionalisierten Kirche beitreten muß, die sich dann womöglich noch als die einzig wahre betrachtet.
- Die Botschaft soll gehört werden können, mit christlichen Ohren, ja gewiß, aber auch mit muslimischen, mit buddhistischen, mit

jüdischen, hinduistischen und, was weiß ich, mit sonst noch was für Ohren.

Nein, es geht im Dialog mit anderen Religionen um etwas völlig anderes als um ein pazifistisches Kuddelmuddel, und es geht im umgekehrten Fall ganz und gar nicht darum, die anderen mit Argumenten über den Tisch zu ziehen. Es geht um den *Frieden unter den Religionen*, einen Frieden, der auf gegenseitigem Verstehen und gegenseitiger Wertschätzung ruht, einer Wertschätzung, die gleichzeitig keineswegs verdrängt, daß die Heilswege, die religiösen Landkarten, verschieden sind und unterschiedlich bleiben werden. Es geht darum, daß Menschen, die verschiedenen Religionen und Kulturen angehören miteinander in Freundschaft leben können, daß sie fähig sind, auf der Basis ihrer gemeinsamen Werte und ethischen Standards ein Gemeinwesen in Frieden und Gerechtigkeit und in Ehrfurcht vor der Schöpfung aufzubauen. Genau dies ist der Auftrag jedes gläubigen Christen, jeder vom Evangelium ergriffenen Christin.

Damit aber immer noch nicht genug! Wenn ich sagte: Aufgabe christlicher Theologie sei es, den Menschen einen überzeugenden christlichen *Deutungsrahmen* zu geben, in dem sie (wieder) eine spirituelle Heimat und in der Begegnung mit Jesus eine ihnen zugängliche Gotteserfahrung zu finden vermöchten, wenn ich darauf verwies, die Geschichten, Chiffren, Metaphern und Symbole der zeitgenössischen Transzendenzenerfahrung seien das Material, aus dem heute theologische Begriffe neu gewonnen werden müßten, dann ist jetzt zu ergänzen:

- Das Experiment einer zeitgerechten Artikulation dessen, worum es im Christentum wirklich und letztlich geht, kann nur gelingen, wenn die Suche nach einer angemessenen religiösen Sprache und Metaphorik da stattfindet, wo Menschen heute tatsächlich ihre Lebenshorizonte haben.

Das heißt: Wenn Theologie bedeutet, den Menschen *ihre Welt* von Gott her und auf Gott hin auszulegen, muß sich der theologische

Interpret in diesen Welten zumindest zurechtfinden können. Empirische Naturwissenschaftler und -wissenschaftlerinnen beispielsweise empfinden es als höchst peinlich und ärgerlich, wenn igno-
rante Theologen ihnen Gott unterjubeln wollen, noch bevor sie ihnen recht zugehört und ihr wissenschaftliches Verständnis von Welt wenigstens zur Kenntnis genommen haben. Dasselbe gilt natürlich im interreligiösen und interkulturellen Gespräch, wenn Gesprächspartner den Eindruck erwecken, sie wüßten besser, was die anderen zu glauben hätten als diese selbst, tatsächlich aber mit jedem Wort verraten, daß sie die Menschen nicht verstanden haben.

Gestatten sie mir, verehrte Zuhörerinnen und Zuhörer, zum Schluß einen nachdenklichen Blick in die Zukunft *der theologischen Ausbildung an unserer geliebten Universität*. Meine Erfahrung hat mich – manchmal ziemlich unsanft – gelehrt: Genauso wie der Dialog der Religionen, kann ein Gespräch mit Naturwissenschaftlern, Physikern, Biologen, Neurobiologen, Psychologen, Ärzten, Soziologen, um nur einige Beispiele zu nennen, nur gelingen, wenn Seelsorger, Religionslehrer, Theologieprofessoren wirklich wissen, mit wem sie worüber reden. Tatsache ist, daß unsere Studierenden in eine religiös höchst pluralistische Welt entlassen werden. Allein ein universitäres Landstädtchen wie Tübingen beherbergt vielleicht an die 50/60 verschiedene Religionsgemeinschaften. Wie will man an einer Schule mit vielleicht 20% muslimischen Schülern unterrichten, ohne jemals eine Moschee von innen gesehen zu haben? Sollte man in Tübingen nicht wenigstens einmal im Studium Kontakt gehabt haben mit der drittgrößten christlichen Kirche in Tübingen? Wissen Sie welche es ist? Es ist die Neupostolische Kirche mit zwei großen Gemeinden. Sollten angehende Priester, Prediger und Lehrer der Theologie nicht mit der doch so ganz anderen nüchternen Faktenwelt der Naturwissenschaften, der Techniker, Ökonomen, mit deren Fragen, Denkansätzen und Antworten auf Welt und Leben wenigstens auf Tuchfühlung gekommen sein? Diese technisch-naturwissenschaftliche Welt, wird ja überwiegend der geistige Ort sein, wo unsere studierten Theologinnen und Theolo-

gen »Rechenschaft geben sollen, über die Hoffnung, die in ihnen ist«.

Gerade diese letzten durchaus kritisch gemeinten Hinweise, sind für mich freilich Anlaß, der Theologie auch als universitärer Disziplin eine große Zukunft vorherzusagen. Bedingung ist freilich, daß wir Universitätstheologen nicht ein selbstgenügsames Elfenbeinturmdasein fristen, sondern den Kontakt und das Gespräch mit den anderen Wissenschaften suchen. Vieles geschieht heute schon im Studium Generale, durch Zusammenarbeit mit Fachvertretern anderer Fakultäten. Aber geschieht schon genug? Meine Erfahrung ist, daß die Offenheit für theologische Nachdenklichkeit größer ist, als man gemeinhin vermutet. Und ich sage das zum Schluß Ihnen, meinen Gesprächspartnern und Freunden aus den anderen Fakultäten: Sie haben meine kleine theologische Welt so ungemein geweitet und tiefgründiger gemacht, daß ich heute ihrer, unserer Welt mit anderen Augen, ja mit größerer Ehrfurcht begegne. Und ich sage Ihnen, meinen Gesprächspartnern und Freunden aus vielen anderen großen und kleinen, christlichen und nichtchristlichen Religionen: Sie haben mich keineswegs um meinen christlichen Glauben gebracht, aber sie haben mich immer wieder gezwungen, mich aufs Neue der Anstrengung des theologischen Nachdenkens und dem Wagnis des eigenen Glaubens auszusetzen. Von vielem hätte ich ohne Ihre ständige Herausforderung wohl die Finger gelassen. Es bleibt mir nur, Ihnen und den vielen anderen, die heute nicht da sein können, dafür zu danken, daß Sie mich dahin gebracht haben, wo ich heute stehe und mit beiden Beinen stehen kann. Danke Ihnen allen!

Dankeswort

Liebe Festgemeinde,

was hätte ich noch den eindringlichen Worten meines verehrten Lehrers, Doktorvaters, Habilitationsvaters, alten Chefs und treuen Freundes zu allen Jahreszeiten Hans Küng hinzuzufügen? Ich sage einfach – danke!

Und ich sage Dank Euch allen für eure guten worte, dem Prodekan Michael Theobald, unserem Direktor Jochen Hilberath.

Ihr habt aus meinem Abschied einen neuen Anfang gemacht. Natürlich würde mir der Abschied leichter, wenn ich meine Aufgaben in jüngere Hände legen dürfte. Doch wie die Dinge liegen, wird es nun einmal keine Nachfolge geben und das bereitet mir schon Sorge. Aber natürlich werden wir verbunden bleiben auch durch das eine und andere wichtige Projekt.

Ich danke Euch für die Festschrift, die mich ehrt, mir große Freude bereitet und natürlich auch ein wenig mit Stolz erfüllt.

Ich danke besonders meiner Sekretärin Frau Hack und meinen Mitarbeiterinnen, die diesen Abend vorbereitet haben, und nicht weniger unseren Pedellen. – Eigentlich müßte ich jetzt ein Loblied anstimmen auf alle Sekretärinnen, Hilfskräfte, Assistentinnen und Assistenten und Pedellen, die amtierenden und gewesenen. Ohne sie wäre nichts und nie gegangen und die Uni hätte längst einpacken müssen.

Schließlich danke ich euch liebe Schülerinnen und Schüler des Wildermuth-Gymnasiums und euerem Musiklehrer Albert Wollhaf für euere frischen Lieder.

Damit steht nun dem gemütlichen Ausklang nichts mehr im Wege, als ich. Ich lade Sie alle herzlich ein zum kleinen Empfang im Foyer.

